

(Nachdruck verboten.)

9)

## Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

„Und Euer Sohn, wenn er zu den Soldaten muß, zu den Preußen?“

„Der Kon kann noch auf keinem Bein stehen. Ihr sagt ja selbst, in drei Jahren ist der Schuß draußen und der Preuß' aus dem Land. Warum erschauert Ihr Euch, Monsieur Schuffenecker? Macht Euch kein böses Blut, das verschlägt Euch den Wein.“

„Daniel, ich versteh' Euch nicht,“ schrie Schuffenecker erregt und stieß den Stuhl zurück. „Böses Blut, Himmel-donnerwetter, Ihr habt doch sonst auch kein Wasser in den Adern und fahrt auf wie Pulver, wenn's Funken gibt. Freundschen, Ihr verschimmelt noch in der alten Parade!“

„Parade?“

Daniel Junt stand plötzlich aufrecht. Seine Brauen drohten, die Hornader lief auf, und er ballte die Faust.

Mit tonloser Stimme fuhr er fort: „Ihr habt recht, es ist eine Parade.“

Und mit schweren Schritten durchmaß er die Stube, hörte nicht mehr auf das, was der Klavierstimmer noch sprach und trat endlich ans Fenster, lehnte die Stirn an die Scheibe und starrte in den Tag hinaus. Der Vogelbeerbaum an der Straße glänzte von roten Früchten. Eine Amsel schluckte gierig die mehligten Beeren, die Herbstzeitlosen wucherten auf den Matten, und in der Ferne, auf dem ersten Stein, gaukelte eine schlanke Gestalt, Floslo, die auf den breiten Rücken des Granitbrodens hinaufgeklettert war und sich singend im Kreise drehte.

Die Sonne glänzte am wolkenlosen Himmel, klar war die Ferne, man sah in jede Talchlucht, über Wälder und Wiesen ins Weite. Tief unten schimmerte zwischen zwei dunklen Bergnasen ein Stück Ebene mit weißen Häusern und einem blizenden Fluß. Eine weiße Wolke stieg, geballt wie eine Kugel, in mächtigem Drang aus der Tiefe und verschwand plötzlich in der leeren Luft. Es war der Dampf einer Lokomotive gewesen, die den Bahnzug auf der Talbahn aufwärts zog.

Der Klavierstimmer saß wieder an dem Instrument und spannte eine zerrissene Saite, das Mariete hatte schon lange den Tisch abgeräumt, Daniel stand noch am Fenster und starrte blicklos in die Ferne. Floslo tanzte noch als Erdwibele auf dem schwarzen Stein und sang ein eigenes Lied, und seine helle Stimme klang weit über die einsame Höhe.

Dem Mann fuhr ein Schauer über die breiten Schultern. So lange die Frau lebte, hatte er die Einsamkeit nicht so stark empfunden. Er hatte den Drang zu schaffen nicht so heftig gespürt wie jetzt. In fünfundsanzig Jahre sah er auf der Höhe, zwölf davon als eigener Haushalter, und immer mehr war das Bedürfnis nach stärkerer Tätigkeit, nach Schaffen und Werken in ihm gewachsen. Und seit die Louise unter dem Boden, das Kind aber im Korb lag, seit diesem Augenblicke würgte ihn die tatenlose Ruhe, das stumpfe In-den-Tag-leben und kümmerliche Sorgen zum Ersticken. Da unten in La Motte war seit Jahren kein neues Dach aufgerichtet, und seit der Seuche, die im Kriegsjahr das Vieh heimgesucht hatte, war keine einzige Kuh mehr eingestellt worden. Sie hausten von heute auf morgen, vom Sommer auf den Winter und dachten nicht über ihre Nase hinaus. Ihn machte das nicht heiß und nicht kalt, aber daß sie ihm auch den Atem verhielten und auf seinen Plänen hockten wie die Schragen, bis sie darunter erstickten, das fraß an ihm. Sollte der Bub auch in der alten Hütte hausen, auf die er neue Ziegel und Schindeln kleben, die er mühsam zusammenhalten mußte, wie die Weiber ihre Zuber, wenn der Ostwind bläst, daß sie nicht aus den Reifen fallen! Das war ja kein Leben wert. Besser gleich die Füße von sich strecken und zu Grab fahren!

Als am anderen Tage der Klavierstimmer über den Berg weiterzog, in anderen Vogelfengasthäusern seine Kunst auszuüben, fragte Daniel ihn noch um die Adresse eines Advokaten in Kolmar.

„Oho, Monsieur Daniel, wollt Ihr prozessieren?“ neckte ihn Schuffenecker erstaunt.

„Mein Sach,“ antwortete er kurz.

Er notierte sich die Adresse und fuhr in der nächsten Woche hinab nach La Motte.

Der Maire saß daheim über einem Schnaps, als er kam.

„Schau, der Dani! Ist Euch eine Kuh umgestanden, oder fahrt Ihr mit den Melkern ins Tal, noch vor Michaelitag?“

„Das Vieh steht auf den Füßen, und wenn's mich Anno inundsiebzig oben gelitten hat, wo einem der Schnee am Dach stand, danach bringt's einen in keinem anderen Winter ins Tal. Die Sonne hilt, die alten Weiber wollen auch noch ihren Sommer haben.“

Daniel setzte sich auf die Bank hinter dem Schiefertisch und wischte mit dem Handrücken die Schweißtropfen von der Stirn.

„Ein Kirsch zum Verkühlen,“ sagte der Bauer, und seine Tochter füllte dem Gaste das Glas.

Durch die kleinen blinden Fenster der Stube brannte der Tag. Dichte Fliegenschwärme fuhren umher und erfüllten den niedrigen Raum mit einem geisterhaften Summen. Die alte Stockuhr auf der Kommode hinkte wie seit Jahren. Daniel kannte ihren knackenden Pendelgang.

Eine Weile hockten sie stumm hinter den Gläsern, dann sagte der Maire, indem er seinem Gesicht einen gleichgültigen Ausdruck gab:

„Alsdann, was gibts auf dem Hof neues?“

Daniel antwortete mit dem gleichen verschlossenen Gesicht:

„Er hält noch zusammen.“

„Wohl, wohl.“

„Bis die Gemeind baut,“ fuhr Daniel ruhig fort.

Der Wiesbauer zuckte die Achseln, als wollte er sagen: da sind wir wieder so weit.

Daniel tat, als sähe er die Bewegung nicht.

„Zwei Winter mag's noch angehen, im Frühjahr danach muß es sein. Die Gemeind baut, ich zins' mit fünf vom Hundert.“

„Die Gemeind hat keinen Sou zum Verspekulieren. Alles geht hinter sich, seit der Preuß im Land ist. Die Franken wachsen nicht im Hag.“

Jetzt zuckte Daniel die Achseln.

„Ich diskutier nicht mit Euch. Der Gemeinderat spricht. Fünf vom Hundert und Fünfhundert Franken mehr für die Pacht. In der nächsten Sitzung bring ich's vor. Ihr seid abisiert.“

Er stand auf und streckte dem Maire die Hand hin. Dann mit einer Bewegung nach dem Glase:

„Schön' Dank und macht mir Bericht, wenn's so weit ist.“

„Ihr beißet darauf, wie die Mucken auf d' Roß,“ erwiderte der Bauer, und ihre Hände lagen kalt ineinander.

Der Bürgermeister blieb auf der Schwelle stehen, bis Daniel aufgestiegen war. Als der Bergwirt den Gaul wandte und die Gasse hinunterfuhr, rief er ihm nach:

„Ge, hinterwärts geht's heimzu!“

Da deutete Daniel mit der Reitsche ins Tal, wo die Schwüle des heißen Spätherbsttages als rötlicher Dunst über der Ebene hing, und entgegnete:

„Und da geht's zum Notari!“

Und talab trabte der Joli.

4.

Acht Tage nach dem Engelfest wurden die Fermes verlassen. Da trieb auch der Daniel Junt sein Vieh bis auf zwei Milchkühe zu Tal. Der Melker ging mit der Sommermagd janzändig hinterdrein, und dem Mariete war das Herz schwer, als ließe es seine Heimat zurück auf dem Berg.

Daniel sah sich nicht nach ihm um. Finster blickte er auf die breiten glänzenden Rücken des absteigenden Viehs. Wenn der Sepp mit der Geißel klöpfte, zogen sie die Füße schneller durch den weichen Grund. Der Nebel hing als Tau an Gräsern und Bäumen, und weiß stach die Sonne durch die Dünste.

Am Mariabaum scheuerte sich die Leitkuh das Fell, warf den Kopf in die Höhe und brüllte laut. Ihre Glocke klang hell, und aus der Ferne kam ein Echo. Talab drängte das Almbieh. Die Fermes standen leer vom Lämmel bis zum Rahlen Wasen. Nach Osten und Westen, ins Elß und auf die

welche Seite zogen die Melker, wie seit unbordenflichen Zeiten, und die Dorfställe füllten sich mit dem glänzenden, von Alpgras und Bergluft gerundeten Vieh. Einsam lagen die Alpweiden, verschlossen die Hütten, nur wo gewirtet wurde, wie auf dem Florimont, am Weißen See, an der Schlucht und auf dem großen Velchen, da blieb Leben unter den grauen Dächern. Daniel hatte vor der Wettereiche dem Sepple die Geißel aus der Hand genommen.

„Bleib und nimm das Kind mit heim, ich geh mit hinunter.“

Der Knecht traute seinen Ohren nicht, der Meister aber rief Floflo, die mit einem Buchenzweig hinter der Bläß hertrötte. Sie jauchzte wie ein Melkerbub, und er hieß sie heimgehen.

„Laß mich mit ins Dorf, Vatterle!“

„Nein, bleib Du nur da oben.“

Und der Sepple zog es am Zopf und sagte:

„Se, hüftherum, Kälble!“

Da tat es einen großen Seufzer, kigelte die Blässe noch einmal mit dem Laubzweig und stapfte dann neben dem Knecht wieder heim zu.

„Warum führt der Vater das Vieh auf La Motte?“ fragte Florence nach einer Weile, als sie zwischen den Zwergkiefern aufwärts stiegen.

„Er meint, es gäb einen strengen Winter und will keine Reut auf dem Hof haben bis im Märzgen.“

„Gar keine? Und Du, Sepple?“

„Ich bleib unten beim Vieh.“

„Und der Joli und wir?“

„Ja, für's Rof und für die zwei Schwarzen, wo Euch die Milch geben, sorgt der Vater selber. Und Du und 's Nettele und die Catherine, Ihr bleibt selbender oben.“

Die Sonne hatte es aufgegeben, die Dünste zu verzehren. Ihre blasse Scheibe verschwand, und nun füllten sich die Täler mit weißen Wogen, die langsam dahinrollten und Dörfer und Nebhalben, Wälder und Weiden bedeckten, bis nur noch die Gipfel und Kruppen sichtbar waren. Lange, seidige Strähnen strichen durch den Kiefernbusch und umtoben die Arven, die zerstreut auf der Matte standen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ihre Ehe.

Von M. Gregory.

(Schluß.)

Massong gelangte taumelnd aus dem Birtszimmer, auf jeder Seite hatte er eins seiner Kinder.

Räthe weinte den ganzen Weg über.

Fritz hielt des Vaters Hand fest, um ihn zu stützen. Einen Jungen, der sie anullte, schlug er ins Gesicht.

Zu Hause empfing sie die Mutter mit: „Du Trunkenbold! Schämst Du Dich nicht vor Deinen Kindern? Pstui Teufel, so ein Mann!“

„Warum — warum — hast en, hast en — en denn genommen?“

„Schweig! O Du. Du!“

„Mutter, ich glaub, dem Vater ist es ganz schlecht . . . Sieh mal, er weint so,“ sagte Klein-Räthe schüchtern . . .

Am anderen Tage fragte Frau Massong die Kleine, wo sie denn mit dem Vater gewesen sei.

„Dort, weit unten in einer Wirtschaft. Sie hat son komischen Namen: „Im grünen Zweig“. Mutti, da wars aber schön. Die Dora hat mir auch mal über die Wade gestreichelt. Aber wie der Vater sie streicheln wollte, da hat sie ihm auf die Finger geschlagen.“

„Was war denn das für eine Dora?“

„Die hat uns immer Bier gebracht. Und nachher haben alle Leute so gelacht.“

„Warum denn?“

„Ich weiß nicht. Ich hab dann immerfort geweint.“ —

Als Massong abends nach Hause kam, war er in der rosigsten Laune.

„Du, Christine, ich hab Dir auch was mitgebracht. Sieh mal, gefällt Dir der Stoff?“

„Aber worfür bloß? Jetzt werde ich mir doch kein neues Kleid machen lassen.“

„Na denn nicht. — Du, ich habe heute ein brillantes Geschäft gehabt. Wenn's so weiter geht, ziehen wir noch ins Vorderhaus. Hurrah! Kinder, das soll was werden.“

„Ach geh doch! Schrei nicht so. Ich habe sowieso Kopfschmerzen.“

„Armes Ding. Schon wieder? Willst Du nicht zum Arzt gehen?“

„Dir wäre das schon recht. Ich glaub' es.“

„Aber natürlich.“

„Ja, natürlich. Damit nur ja bald Platz für die andere wird.“ Massong betrachtete die Erregte verständnislos.

„Was ist? Was hast Du schon wieder?“

Dann schlug sein gutmütig fragender Ton um und er brach los: „Nun ist's aber genug. Mach' mich nicht verrückt. Was willst Du eigentlich von mir? Ich bin doch kein Verbrecher. Was, zum Teufel, ist denn nur in Dich gefahren?!“

„Laß nur, laß nur. Brauchst gar nicht so zu schreien. Geh und amüsiere Dich ruhig weiter mit Kellnerinnen und gefälligen Mädchen, derweil Deine Frau mutterseelenallein hier oben sitzt — geh nur — geh und amüsiere Dich — ich bin's ja schön längst nicht besser gewöhnt.“

Christine brach wie stets nach solchen Szenen in heftiges, krampfhaftes Weinen aus.

Hubert sprang auf, warf in wütender Gast seinen Stuhl um, schmiß die Türe krachend hinter sich zu und stürmte auf die Straße. Luft. Luft. Es war ihm zum Ersticken eng und heiß geworden. Noch einen Augenblick das verzerrte Gesicht seiner Frau vor Augen, und er würde sich an ihr vergriffen haben. Wie abstoßend häßlich, eckig sie in der Erregung wurde! Er haßte sie beinahe.

Mit trotzigem Entschluß ging er in den „Grünen Zweig“, wo die tolette Dora allen Gästen freundliche Blide schenkte. Es war ganz leer in dem Birtszimmer.

„Bring' mir Bier!“

„Seit wann sind wir denn per Du?“

„Ach was. Bier Dich nicht. Bei anderen bist Du auch nicht so zimperlich. Ich hab's wohl gemerkt.“

„Trotz des Dufels?“ höhnte sie. . . .

Ihr glatt anliegendes Kleid, das über der vollen Brust spannte, ließ am Hals einen kleinen Ausschnitt frei, aus dem verheißungsvolle, rosige Haut hervorschimmerte.

„Doral! Doral!“ rief Massong nach einer Weile, als sie gerade angefangen hatte, hinter dem Schentisch Gläser zu spülen.

„Gleich, gleich! Ist's denn so eilig?“

„Ich will ja kein Bier. Sie sollen kommen. Ich möchte Ihnen etwas sagen.“

„Kommen Sie doch zu mir, wenn Sie was wollen.“

Massong beobachtete sie gierig.

Dies Weibl! Jede Bewegung voll und kräftig. Dabei ein fortwährendes raffiniertes Vorbeugen, das ihm stets den lodenden Halsausschnitt vor Augen brachte.

„Wenn ich aber komme . . .“

„Sabahal!“ lachte sie herausfordernd. „Was dann wohl wäre?“

Massong sprang auf.

Sie lachte ihm tolett entgegen.

„Na — na — und nun? Was wollen Sie? Gehen Sie nur ruhig wieder an Ihren Platz — sonst rufe ich laut um Hüfse!“

Und Massong lehrte wirklich um.

Ein Glas Bier nach dem anderen stürzte er hinunter. Als es zwölf Uhr war — Gäste waren gekommen und gegangen, und Dora hatte mit allen gelacht, mit allen tolettirt — flüsterte Massong mit lallender Stimme:

„Dora — Dora, komm mit.“

Sie lachte ihn aus.

„Zu Ihrer Frau? Sie sind ja betrunken.“

„Ich — ich — will es aber.“

„Lassen Sie meine Hand los. Schämen Sie sich. Ein verheirateter Mann und redet so was daher!“

Massong fing plötzlich an zu weinen wie ein Kind.

„Du wird's aber Zeit. Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen.“

„Ich — ich —“ stotterte er, „ich halte — halte es da nicht mehr aus.“

Dora sah ihn ganz verblüfft an.

Massong aber warf sich mit dem Kopf auf die schmierige Tischplatte und weinte.

„Na na — so schlimm wird's schon nicht sein. Sagen wir mal: morgen Abend. Dann habe ich frei.“

Er riß sie an sich.

„Sag' heute! Heute!“

Doras Haar war zertwühlt und ihr Gesicht glühte.

„So'n großer, starker Mensch wie Du . . .“ wunderte sie sich.

Von dem Abend an zeigte sich Massong auf einmal wieder von seiner besten Seite.

Er war so besorgt und liebenswürdig, gab seiner Frau in so verfühlicher Weise in allem nach, daß Christine allmählich anfang, sich in das unvermeidlich Kommende, werdende zu fügen. Ja, es kam sogar vor, daß sie ihrem Mann wieder mit der früheren Herzlichkeit entgegen trat.

Eines Morgens sagte die Kleine Räthe:

„Du Mutti, Du bist so lieb!“

„Ja, hast Du mich lieb?“

„Ach, so — so ganz schrecklich lieb. Hast Du jetzt gar keine Kopfschmerzen mehr? Du, der Fritz hat auch gesagt, er wäre so froh, daß Du nicht mehr immer so dastitzt und nicht mehr immer und immer weinst!“

„Gute, liebe, Kleine Räthe.“

Es klopfte. Eine ältliche Frau mit großem Marktkorb trat ein.

„Ach, Frau Schmitz?! Daß Sie wieder mal den Weg zu mir finden?!“

„Ich komme gerade vom Markt hier vorbei. Und da dachte ich:

Willst doch die Frau Massong besuchen und sehen, wie es den lieben Kinderchen geht."

Christine wuschte eifrig mit der Schürze über einen Stuhl.

"Trinken Sie eine Tasse Kaffee?"

"Ja. Warum nicht, wenn man's haben kann. Wie groß die Käthe wird! Komm, gib mir ein Händchen!"

Die Kleine versteckte sich schein hinter Mutterns Schürze.

"Magst Du denn die Tante nicht?" frug Frau Massong.

"Nein," flüsterte Käthe und sah die Mutter ängstlich dabei an. Christine wuschte gar nicht, was sie in ihrer Verlegenheit sagen sollte.

"Entschuldigen Sie, Frau Schmitz. Kinder sind so unbedarbt. Immer vor Fremden zeigen sie sich von der schlechtesten Seite. Käthe weiß gar nicht mehr, wer Sie sind. Sie waren auch so lange nicht hier!"

"Ja, ja. Man merkt's," sagte Frau Schmitz mit einer unbekanntbaren Schadenfreude in der harten Stimme. "Also schon wieder was? Wohl das siebente. Halten Sie das denn aus?"

"Ich weiß nicht," machte Christine mechanisch. "Aber trinken Sie doch, Sie haben ja noch gar nicht getrunken."

"Gleich, gleich!"

"Und was gibt's denn sonst neues?"

"Neues? Nichts. Nein, wahrhaftig, gar nichts. Ach so. Der alten Müller ihre Tochter ist mit 'nem Schreiber durchgegangen... ja, und denken Sie nur, der Franz Lenzen, der das schöne Spezereigeschäft hatte, — der macht Bankrott — den haben auch die Frauengimmer auf dem Gewissen. Bei denen kann man sein Geld los werden. Ach, was ich noch sagen wollte: was macht Ihr Mann nur immer in dem „Grünen Zweig“? Na, na... Ich sage bloß, dem besten Mann ist nicht zu trauen, wenn so ein Weibsbild im Spiel ist wie die Dora — die macht sie alle verrückt."

"Mein Mann?! Ich weiß nichts davon. Im „Grünen Zweig“? "Aber Nutti," fiel die Kleine Käthe allflug ein, "da waren wir doch neulich — neulich Sonntags. Weißt Du's denn nicht mehr?"

"Na ja. Also, ich will ja bei Gott nichts gesagt haben — aber wie gesagt: passen Sie auf. Die Leute munkeln so allerlei. Na, aber wie gesagt, ich habe nichts gesagt. Ach, ja. — Gott — da sitze ich hier und schwache und muß doch nach Hause. Sonst hat mein Mann ja heute Mittag nichts zu essen."

Als Frau Schmitz gegangen war, ließ Christine sich ganz erschöpft auf einen Stuhl vor dem Küchentische fallen.

Also das war's! Das! Daher die Liebenswürdigkeit! Daher die zärtliche Besorgnis! Damit sie nicht mißtrauisch werden sollte!

"Nutti, hast Du wieder Kopfschmerzen?"

"Laß mich, laß mich in Ruh!" schrie die Mutter gequält, und Käthe vertrock sich furchtsam neben dem Ofen.

Das mußte ein Ende nehmen — so — oder so —

Als Massong abends nach dem Essen noch ausgehen wollte, frug Christine anscheinend ruhig:

"Wohin willst Du denn jetzt noch? Die ganze Woche über warst Du Abend für Abend aus. Und keine Nacht kommst Du vor zwei Uhr nach Haus. Bleib doch einmal hier. Ich sitze immer so allein!"

"Nein, Christine, ich kann heute nicht. Ich habe es versprochen und muß noch raus."

"Wohin denn?"

"Frag doch nicht." Es war ihm sichtlich unangenehm.

"Ich will Dir's sagen. Ich weiß es ja doch. Mich betrügen willst Du mit der Dirne aus dem „Grünen Zweig“. Mich hintergehen mit solchen Frauengimmern. Wenn ich sie erwische — dann gnade ihr der Himmel — dann soll sie mich kennen lernen. Hier meine zehn Nägel will ich in ihr Gesicht einbrennen. Damit Du's nur weißt."

Christine zitterte und schwankte, daß sie sich an den Küchenschrank festhalten mußte.

"Weiß! Halt's Maul! Oder ich schlage drein!" überschrie sich Massong schuldbehaftet.

"Schlag doch! Schlag doch! Ich schreie es dennoch in alle Welt. Du Ehebrecher! Du! —"

Halb sinnlos vor Wut gab Massong dem stöhnenden Weib einen Faustschlag vor die Brust und lief hinaus.

Die Kinder waren von dem Lärmen wach geworden und riefen: "Mutter! Mutter!" Die aber lag vor Schmerzen jammernd neben dem Tisch und umklammerte verzweifelt die hölzernen Beine.

Gegen 12 Uhr zog sie sich an und ging an den „Grünen Zweig". Die Straße war fast gar nicht beleuchtet, man unterschied kaum Fahrweg und Trottoir.

Gegenüber der Wirtschaft vertrock sie sich auf der obersten Stufe einer dunklen Treppentische, in der die Dunkelheit mit ihrer Gestalt zusammenwuchs.

Von da aus beobachtete sie jeden Gast, der aus der Schenke heraustrat.

Sie froh vor innerem Fieber. Glühende Schauer liefen ihr über den Rücken. Kein Gedanke als: ich muß sie erwischen — büßen soll sie... büßen!

Gegen 1/2 Uhr kam Massong die Türe heraus. Er ging ein paar Minuten unsicher stolpernd auf und ab.

Christine krümmte sich ganz in die Dunkelheit hinein. Er flötete.

Und dann kam ein Mädchen, etwas kleiner als er, kräftig und voll gebaut mit einem hellen Tuch um die Schultern. "Doral!" rief Massong. "Wo bleibst Du so lang?"

"Was willst Du noch? Habe ich Dir nicht drinnen schon gesagt, daß ich nicht mehr will? Du bist lästig. Ich mag nicht mehr. Ich bin's satt. Hörst Du? Geh zu Deiner Frau. Ich bin es satt ein für allemal!"

"Doral! Doral! Sei doch vernünftig!"

"Nein!" Wütend stampfte sie mit dem Fuße.

"Aber ich will. Hörst Du? Ich will!"

Nun standen sie vor Christine, die sich krampfhaft gestreckt hielt und nicht zu atmen wagte.

"Ich will!" Dabei packte er das sich sträubende Mädchen um die Taille und riß es an sich. "Wie, tragen willst Du? Käthchen will tragen? — Du — Du —, ich bin ja doch stärker."

Er zog sie auf die Treppe. Christine wollte schreien, aber ihre Kehle war ausgehöhrt — sie wollte auf die beiden losstürzen — aber ihre Füße wurden starr und steif und wollten sich nicht von der Stelle bewegen...

"Hubert!" Dann fiel sie winnemd zusammen. Massong fuhr auf. "Was war das?"

Er lief die paar Treppensufen hinauf und tastete mit der Hand durch die Dunkelheit, aus der sich zerrende Nägel in seine Haut hineintrafen.

"Dul! Anspucken will ich Dich! — Hierbleiben!" überschrie sie sich plötzlich. "Du sollst mir doch nicht entgehen!"

Im Nu raste sie die Treppe hinunter und hinter der fliehenden Dora her. Die Verzweiflung ließ ihr dreifache Kräfte. Nach wenigen Sekunden schon hatte sie das Mädchen eingeholt und an dem wehenden Ende des über der Brust festgesteckten Tuches erfaßt. Dora stieß sie zurück, trat mit den Füßen und wehrte sich aus Leibeskraft.

Vergebens wollte Hubert seine Frau zurückreißen.

"Hab ich Dich endlich — Deine schöne Frage." Wahnwitzig kramte sie ihr mit den Nägeln durch das Gesicht, bis Hubert endlich mit Anspannung aller Kraft sie zurückzerre und ihr einen Stoß gab, der sie in weitem Bogen in den Fahrweg trieb.

"Dora — Lieb — was hat sie Dir getan?"

"Beiß! Sag ich! Oder ich schlage Dir ins Gesicht."

Als er nicht nachließ in sie zu drängen, stieß sie ihn wie einen lästigen Hund von sich, daß er taumelnd gegen die Mauer fiel.

Dann lief sie fort.

Hubert machte erst ein paar Laufschriffe hinter ihr her. Dann blieb er stehen. Es hatte ja doch keinen Zweck.

Christine saß wie betäubt auf einer Treppe und starrte in die Dunkelheit. Nun war alles aus.

Als Hubert an ihr vorüberkam, herrschte er sie barsch an: "Steh auf! Mach, daß Du nach Hause kommst!"

Wie er das Weib haßte, ihren schleppenden, watschelnden Gang, ihre ganze unglückselige Figur!

Am der nächsten Wirtschaft ließ er sie allein.

Christine wandte nach Hause ohne irgend ein Gefühl als das einer grenzenlosen Beschämung.

In der Küche war es dunkel.

Alles dunkel.

Die Kinder aber waren wach und weinten laut.

"Mutter! Mutter! Wo bist Du denn?"

Da stürzte Christine an ihr Bett und weinte tränenlos.

Im Dunkeln legte sie sich in das breite Ehebett.

So sollte das Leben also weiter gehen. So. Immer schlimmer würde es sich gestalten, je weiter ihr Zustand voranschritt. Er würde zu anderen gehen. Zu der Dora... Nie war er so zärtlich zu ihr gewesen, nie — nie. Wie er sie beschimpft hatte vor der — vor so einer.

Mitten in der Nacht stand sie auf. Sählich durch das dunkle Zimmer. Tastete sich bis ans Fenster.

Alles ruhig.

Ein Hund im Hofe begann zu heulen — lauggezogene, Hagende Laute —

Sie riß das Fenster auf.

"Nutti — Nutti —" sagte eine träumende, unklare Mädchenstimme, "hast Du wieder Kopfschmerzen? Wein doch nicht. Ich hab Dich so lieb — Nutti — liebe Nutti — Du sollst nicht fortgehen — Weib doch hier — Ich fürcht mich ja so..."

Da sank Christine auf die Kniee.

Heiße Tränen brannten über ihr Gesicht. Nein, nein... Das nicht. Niemals!

Was sollte denn aus ihren Kindern werden? Aus ihren armen Kinderchen? —

Und langsam tastete sie sich in das breite Bett zurück. —

### Kleines feuilleton.

ek. Trübe Zeiten für die Sardinenfischer in der Bretagne. Aus Paris wird berichtet: Die Ergebnisse der Sardinenfischerei in Douarnenez sind sehr schlecht, und die Fischer denken mit Schrecken an das Glend, das sie vor drei Jahren zu ertragen hatten. So berichtet der Korrespondent des „Matin“ aus dem Mittelpunkt der Sardinenindustrie, von der die Küstenbevölkerung dreier Departements lebt. Mit jedem Jahre werden die bretonischen Fischereien weniger ertragreich. Die Lage wird dadurch noch verschlimmert, daß die als Köder gebrauchten gesalzenen Eier des

Nabelhaus in der Hand eines Trufts sind, der von den Fischern 60 bis 70 M. für die Tonne verlangt; ein einziger Fischer braucht ein Faß täglich, wenn er Erfolg haben will. Jetzt bemüht man sich, einen Ersatz für den Rogen zu finden. Der Köder hat nur den Zweck, die Sardinenschwärme an die Oberfläche zu ziehen, da sie dann ohne Schwierigkeit in Netzen gefangen werden können. Bis jetzt hat sich eine hellbrennende Acetylenlampe als bester Ersatz erwiesen; einige Fischer halten sie für sehr wirksam. Die Methode ist aber noch nicht genügend erprobt worden, da die Besitzer der Sardinenschiffe sich diese teure Ausgabe nicht leisten können. Die Versuche, den Truft zu überwinden, sind bis jetzt völlig mißlungen, und es liegt daher die Gefahr vor, daß die Sardinienindustrie, die bis jetzt viele tausend Familien ernährt hat, völlig dem Untergange geweiht ist. —

**„Ringelbäume“.** Man findet hier und da in den Waldungen einzelne Bäume, die eine Reihe wulstförmiger Ringe zeigen, so daß sie ein bambusähnliches Aussehen erhalten, während sie sich im übrigen von völlig gesunden Stämmen nicht unterscheiden. Jene Ringe sind durch Spechte erzeugt worden, die ihren Sannabel an nebeneinander gelegenen Stellen in das Holz einschlugen; durch den Wundreiz wird eine lebhaftere Tätigkeit der unverleht gebliebenen Zellen der Kambiumschicht angeregt, die zur Entstehung einer Ueberwallung, eines die Wunde verschließenden Wulstes führt. Jahraus, jahrein besuchen die Spechte dieselben Bäume und dieselben Ringe, schlagen neue Wunden, und der gleiche Heilungsvorgang setzt von neuem ein. Welchem Ziele dieses sonderbare Verfahren der Tiere dient, das ist eine noch immer streitige Frage. Gilbert Kuchs, der sie neuerdings in der „Naturwissenschaftlichen Zeitschrift für Land- und Forstwirtschaft“ eingehend erörtert, pflichtet auf Grund eigener Beobachtungen und Untersuchungen der Ansicht bei, daß der Genuß des Baumstoffes der Zweck des ganzen Tuns sei. Dafür spricht z. B. der Umstand, daß die Ringelung nur im Frühjahr erfolgt, wo das Anbohren die größte Saftausbeute verspricht. Oft finden sich die Ringwulste auch nur an der Sonnenseite des Stammes, wo sich für den Saftfluß besonders günstige Bedingungen darbieten.

Aber sind die Spechte wirklich solche Ledermäuler, wie es hier angenommen wird? Es spricht zugunsten dieser Ansicht, daß einige ihrer Verwandten in Amerika gleichfalls „ringeln“ und daß auch dort die Meinung verbreitet ist, sie täten es des Saftgenusses wegen. Die Zunge dieser Spechte hat allerdings keine Widerhäuten, wie die der heimischen, sondern ist nur mit Vorstien besetzt, so daß sie sich weniger dazu eignet, Würmer aus dem Holze herauszuziehen. Auch nach Obst, Maiskörnern, Erbsen sind manche der amerikanischen Angehörigen der Spechtfamilie sehr begierig, so daß sie als schädlich betrachtet und verfolgt werden. —

**Medizinisches.**

**hr. Die Eigenschaften des kalten Seebades.** Das kalte Seebad reizt viel intensiver als die Seelust; der bekannte Badearzt Dr. Lindemann in Helgoland verlangt daher, daß dasselbe mit etwas größerer Vorsicht genommen werden sollte, als dies gewöhnlich geschieht. Die chemische Wirkung des Salzwassers (in der Nordsee sind 3—3½ Proz., in der Ostsee 1—2 Proz. Salz) ist sehr stark. Das Salz wird zwar nicht durch die Haut aufgezogen, wirkt aber als starker Reiz auf die Nerven, die ihrerseits wieder die inneren Organe beeinflussen, sie kräftigen und beleben. Aber auch die mechanische Wirkung durch den Wellenschlag spielt eine große Rolle. Die brandende Woge braust auf den Körper hernieder, auf den in seiner Gesamtheit ein starker Reiz einwirkt. Bald strömt das Blut von der Oberfläche nach den inneren Organen, bald wieder zurück. Durch diese gesteigerte Blutzirkulation werden Blutstodungen gehoben, krankhafte Verlebungen im Körper zerrissen. Der Kampf mit der Welle ist immer eine allgemeine Gymnastik des ganzen Körpers. Aus dieser Wirkungsweise ergeben sich auch die Grenzen für den Gebrauch kalter Seebäder. Der Kältereiz auf die Haut wirkt noch außer dem chemischen und mechanischen, und die Summe dieser Reize, die die Blutzirkulation so sehr anregen, kann für das leistungsfähigste Herz eine Ueberlastung bedeuten, oft so stark, daß ein sogenannter Herzschlag die Folge sein kann. Deshalb sollte niemand, der sich nicht über die Funktionstüchtigkeit seines Herzmuskels vergewissert hat, kalte Seebäder nehmen, vor allem nicht Bäder von langer Dauer. —

**Aus dem Tierleben.**

**ie Kletternde Stachelschweine.** Die Stachelschweine gehören trotz ihrer geringen Größe zu den imposant wirkenden Säugtieren. Ihr schon gefärbtes, nach allen Seiten hin strahlendes Stachelkleid verleiht ihnen nicht nur bei den Tieren, sondern auch bei den Menschen einen gewissen Respekt, vielleicht bei letzteren sogar in höherem Grade, weil die vierbeinigen Feinde der Stachelschweine besser gelernt haben, die Gefahren der sonderbaren Verteidigungswaffen zu vermeiden und ihrem Träger doch zu Leibe zu gehen. Daß die Stacheln nicht nur zur Defensive, sondern auch zum Angriff dienen sollen, indem sie von ihren übrigens zu den Nagetieren und nicht zu den Schweinen gehörigen Besitzern regelrecht abgeschossen werden, ist eine Sage, die eben auch auf der Aengstlichkeit des Menschen beruht. Sie dienen dem Tier einmal dazu, ein rasendes Geräuß auszuführen und einen unerfahrenen Gegner dadurch zu erschrecken; außerdem selbstverständlich auch dazu, einen

Feind, der sich trotzdem auf den Angriff verlegt, nach Möglichkeit zu verwunden. Dabei sträuben sich die langen, harten und spitzen Stacheln ebenso wie bei dem in sehr viel geringerer Entwidlung mit einem gleichen Verteidigungsmittel begabten Igel. Eine besonders merkwürdige Gruppe der in allen Erdteilen mit Ausnahme Australiens vorkommenden Stachelschweine sind die Kletterstachelschweine, die auf Amerika beschränkt sind. Ihr nordamerikanischer Vertreter ist der sogenannte Urson, dem wegen seines schmachtigen, angeblich auch für einen europäischen Gaumen angenehmen Fleisches seit langem nachgestellt worden ist, so daß die Tiere jetzt ziemlich selten geworden sind. Der Urson ist ein Stachelschwein von stattlicher Größe und namentlich durch einen ansehnlich entwickelten Schwanz ausgezeichnet, der fast den vierten Teil der Körperlänge ausmacht und gleichfalls mit starken Stacheln bewehrt ist. Dieser Schwanz dient dem Tier danach hauptsächlich als Waffe, und zwar um so besser, als die Stacheln lose sitzen, also im Fleisch des getroffenen Angreifers haften bleiben. Am häufigsten findet sich der Urson noch in den Wäldern westlich vom Missouri und erregt bei jedem, der seiner zufällig ansichtig wird, durch seine ausgezeichneten Kletterkunststücke Aufsehen. Nachdem die Indianer als Vorfänger dieser Baumstachelschweine wenig mehr in Frage kommen, haben ihre Nachfolger in diesen Gebieten den Kampf gegen den Urson mit ziemlicher Lebhaftigkeit fortgesetzt, und man kann es ihnen nicht verdenken, weil das Tier den Wäldern aufs äußerste schadet. Namentlich im Winter, wenn der Urson sich überhaupt nicht auf die Erde wagt, vernichtet er Hunderte von Bäumen, deren Rinde er mit den Zähnen wie mit einem Messer abschält; und diese Vernichtungsarbeit ist um so wirksamer, als sie sich gerade den jüngsten Bäumen zuwendet. Wenn die Amerikaner jetzt im Begriff sind, endlich eine verständige Forstwirtschaft einzuführen, werden sie auf die Kletterstachelschweine ein scharfes Auge haben müssen, und dadurch werden die Tiere immer seltener werden. Der Urson muß übrigens eine fabelhafte Kraft in seinem Schwanz besitzen, denn nach Versuchen, die Brehm mit ihm angestellt hat, bringen die Stacheln bei einem Schwanzschlag sogar in festes Holz ein. Ein Tier, das mit einer Pfote oder gar mit seiner Schnauze etwa gerade zwischen den Schwanz und den Rücken eines solchen Stachelschweines gerät, bekommt sicher einen Denzettel, an den es für sein ganzes Leben eine Erinnerung zurückbehält. Der Berliner Zoologische Garten besitzt ein paar dieser amerikanischen Tiere. —

**Humoristisches.**

— **Anknüpfung.** „Mein Fräulein, verzeihen Sie meine Dreifigkeit, ich habe Ihnen aber Grüße von meinem Freund Gustav Meher zu bringen.“

„Gustav Meher, den kenne ich ja gar nicht!“

„Nicht? Dann gestatten Sie, daß ich Ihnen ein bißchen von ihm erzähle. Er ist so ein lieber Kerl!“ —

— **Zaghaft.** Barbierlehrling (nachdem er den Fremden auf der rechten Wange viermal geschneitten hat): „Wollen Sie die andere Hälfte auch noch rasiert haben?“ —  
(„Lustige Blätter“.)

**Notizen.**

— **An der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich** tritt im nächsten Semester eine neue Promotionsordnung in Kraft, wonach künftig mit Rücksicht auf die in den letzten Jahren neu aufgenommenen Unterrichtsgebiete der Handelswissenschaften und Journalistik statt wie bisher zwei, drei Doktoritel, nämlich: Doktor der Rechte, Doktor des öffentlichen Rechts und Doktor der Volkswissenschaft verliehen werden. Die Zulassung zur Doktorprüfung hängt von einem mindestens zweifemestrigen Studium an der Züricher Hochschule ab. —

— **Otto Eilers Schauspiel „St. Peter“** wird in dieser Spielzeit die Uraufführung im Hoftheater zu Dresden erleben. —

— **Das romantische Soldatenspiel „Der Panzer“** von Hermann Gehermans ist vom Wiener Volkstheater erworben worden. —

— **Das im Bau befindliche Metropolitantheater in Dresden** wurde von einem Berliner Konsortium von September 1906 auf zehn Jahre gepachtet. Das Theater soll nach dem Vorbild des Berliner Schiller-Theaters geleitet werden. Witte-Wild wird Direktor. —

— **Eduard Grünher hat für die Aufführungen des „Sommerachtsraums“** am Hamburger Schauspielhaus die Figurinen gezeichnet. —

— **Der Münchener Glasmaler Karl He** ist als Professor an die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe berufen worden. —

— **Im St. Andrews Krankenhaus** zu Northampton in England ist ein Geisteskranker der tödlichen Wirkung der Eibenadeln zum Opfer gefallen. Er hatte heimlich während eines Spazierganges in den Privatanlagen des Asyls Nadeln der Eibe gegessen und sich damit vergiftet. —